

„MITTEILUNGEN“  
DER  
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT  
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS  
BAND XXVIII TEIL G

---

Die Tokugawa-Zeit und ihr  
Einfluss auf Wesen und  
Nationalgeist der Japaner

von  
Dr. H. ZACHERT

TÖKYŌ

1938

DEUTSCHE GESELLSCHAFT  
für NATUR- und VÖLKERKUNDE OSTASIENS,  
Tōkyō-shi, Kōjimachi-ku, Hirakawa-chō, 2-chōme, 7

Kommissionsverlag von  
OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG.

Die Tokugawa-Zeit und ihr  
Einfluss auf Wesen und  
Nationalgeist der Japaner

von  
Dr. H. ZACHERT



TÖKYŌ

1938

DEUTSCHE GESELLSCHAFT  
für NATUR- und VÖLKERKUNDE OSTASIENS,  
Tōkyō-shi, Kōjimachi-ku, Hirakawa-chō, 2-chōme, 7

Kommissionsverlag von  
OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG.

## Die Tokugawa-Zeit und ihr Einfluss auf Wesen und Nationalgeist der Japaner.

Dr. H. Zachert

In einer Zeit, in der Japan Krieg führt, wie gegenwärtig den Krieg in China, ergibt es sich von selbst, daß die in Japan lebenden Ausländer sich mehr denn je mit den sittlichen Idealen der Japaner befassen. Man sieht die ausrückenden Truppen, die Begeisterung der Abschiednehmenden, das im übrigen wenig veränderte Straßenbild, und unwillkürlich wird man gereizt, Vergleiche mit gleichartigen Geschehnissen aus der Zeit des Weltkrieges zu machen. Und doch wird es nicht genügen, das Geschehen in Japan nur aus den Erfahrungen unseres europäischen Lebenskreises heraus zu erklären. Das Nächstliegende ist, sich an die Zeitung um Auskunft zu wenden, wo der Geist der Zeit seinen sinnfälligsten Niederschlag gefunden hat. Zwei Beispiele, in denen das tapfere Verhalten von Personen als mustergültig weitesten Kreisen zur Kenntnis gebracht wird, seien hier kurz wiedergegeben, da sie aufschlußreich sind und eine Vorstellung von der Geisteshaltung einfacher Japaner vermitteln.

Der erste Fall ereignete sich in der Provinz Nagano. Der Sohn wird eingezogen. Seine Mutter, die seit langem leidend ist, sagt zu ihm beim Abschied: „Denke nicht an Deine Mutter, tu Dein Bestes für Dein Vaterland!“ Am Tage bevor das Regiment ausrückt ertränkt sich die Mutter, damit, wie ein hinterlassener Brief der Mutter fordert, der Sohn nicht an sie denkt und, von den Sorgen um Zuhause befreit, sich rücksichtslos für die Sache seines Vaterlandes einsetzt. — Der zweite Fall trug sich in Tôkyô Honjô zu. Der Sohn bekommt den Stellungsbefehl. Während er sich noch in Tôkyô befindet, stirbt sein Vater ganz unerwartet. Die Mutter will durchaus nicht den Sohn den Tod des Vaters wissen lassen. Mitleidige Nachbarn teilen es ihm trotzdem mit, und er kommt nach Haus. Seine Mutter weist ihn mit den Worten zurück: „Du hast jetzt nur Deinem Vaterland zu dienen, durch diese Tür darfst Du nur tot oder als Sieger zurückkehren.“ Der Regimentschef schickt einen Offizier in das Haus dieser Heldenu Mutter, um ihr seine Hochachtung und sein Beileid aussprechen zu lassen.

Solche Beispiele ließen sich beliebig häufen und sind keineswegs die krassesten. Ein derartig übertriebener Opfermut und Vaterlandsliebe mag zunächst abstoßen und grotesk erscheinen, und doch werden gerade Deutsche vor der packenden Tragik und dem fanatischen Heroismus das Herz nicht verschließen können. Bismarck sagt einmal: „Übrigens ist es immer der Krieg, der die Gefühle, auf denen die Staaten ruhen, entwickelt und zur Geltung bringt.“\*)“ Was sich gegenwärtig aus der Tiefe der japanischen Volksseele freimacht, zu neuem Leben erwacht und bei dem jetzigen kriegerischen Geschehen greifbare Gestalt und Form annimmt, ist keineswegs etwas Neues. Die japanische Geschichte und Literatur geben uns unzählige Beispiele von der angeführten Art. In einem Lande wie Japan, wo die Tradition eine so wichtige Rolle spielt, ist es überhaupt zum Verständnis der Gegenwart unerlässlich, sich mit seiner Vergangenheit zu beschäftigen. Hier liegen die Quellen, aus denen Japan auch heute noch seine sittliche Kraft und Stärke schöpft.

Das gilt in besonders hohem Maße von der Tokugawazeit, wo Japan infolge seiner 250jährigen Abgeschlossenheit und des anhaltenden Friedens zur Selbstbesinnung und zu innerlicher Geschlossenheit kam. Nach Zeiten einer mehr oder weniger gesteigerten Übernahme fremden Geistesgutes, dient die Tokugawazeit der innerlichen Verarbeitung dieser Elemente. Es bildet sich ein fester national-japanischer Geistes Kern, stark genug, um den Stürmen der heranbrechenden modernen Zeit standzuhalten. Gerade in diesen 250 Jahren hat manches typisch Japanische seine endgültige Prägung gefunden. Es bildete sich ein kleines, japanisch bedingtes Weltbild, eine typisch insulare Gesinnung, mit all seinen Stärken und Schwächen. Eine selbstgewollte Einsiedelei erstickte allmählich das Gefühl für alles Großartige, Ungebundene und in-die-Ferne-schweifen. Dem täglichen Leben wurde übergroße Aufmerksamkeit geschenkt, da es an großen erfrischenden Auseinandersetzungen mit dem Ausland fehlte. Wohnung, Kleidung, Haartracht und Küche fanden in der Tokugawazeit ihre endgültige Prägung, und zwar in so ausgesprochener Form, daß sie uns geradezu dem japanischen Menschen angeboren erscheinen. Die Tokugawazeit, wo es keinerlei Auswanderung und nur sehr beschränkte Freizügigkeit gab, ließ den japanischen Menschen mit dem Boden seiner engeren Heimat verwurzeln und mit gewiß z.T. klimatisch bedingten Lebensgewohnheiten unzertrennlich verschmelzen. Ein Leben ohne Tatam

\*) 22. Aug. 1897.

und ohne Reis ist ihm unmöglich, und der japanische Kolonist lebt im nördlichsten Sachalin genau so wie seine Brüder in der alten Heimat, obwohl alle Gegenstände des täglichen Bedarfs und jedes Körnchen Reis eingeführt werden müssen, obwohl eine solidere Bauart und fetthaltigere Nahrung dem Klima mehr entsprechen würden. Diese durch die Tokugawazeit bedingte Bodenverbundenheit macht dem Japaner das Auswandern schwer. Das langjährige Abseitsstehen vom Weltverkehr macht ihn steif im Verkehr mit Ausländern, was man nicht mit Fremdenfeindlichkeit verwechseln darf. Eine in den Jahrhunderten der Tokugawazeit anerzogene — heute nennen wir es schon angeborene — japanische Höflichkeit verbietet außerdem jede leichtfertige Vertrautheit. Damit wenden wir uns aber schon denjenigen Seiten des japanischen Volkscharakters zu, die eine gründlichere Betrachtung des geistigen Geschehens und Lebens der Tokugawazeit voraussetzen; denn was uns heute als angeboren erscheint, ist in dieser endgültigen Form oft erst in der Tokugawazeit geprägt worden,

Die auffälligste Erscheinung im geistigen und sozialen Leben jener Zeit ist das strenge, von Ieyasu, dem Gründer der Tokugawadynastie, geschaffene Schichtsystem, das das ganze Volk geradezu in Kasten aufteilte, von der jede einzelne ein eigenes kulturelles und soziales Leben führte, wobei sich ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Wehrstand und Bürgerstand, also zwischen *Samurai* und *Chônin* ergibt. Der Geist, der sich in beiden spiegelt, ist kennzeichnend für seine Träger. Jeder Stand entwickelte bestimmte Tugenden oder Untugenden bis zur Überspitzung, die sich dann zu Beginn der Meiji-zeit in dieser bis zur letzten Konsequenz entwickelten Form dem ganzen Volke mitteilten. Die sittlichen Ideale der einzelnen Klassen wurden Allgemeingut des ganzen Volkes. Dieser durch die Meiji-zeit ausgelöste Vorgang der Ausbreitung, Verallgemeinerung und wohl auch gewissen Verwässerung der zur Tokugawazeit gewonnenen Ideale wird uns in seinen Auswirkungen auf allen Gebieten des japanischen Nationalgeistes entgentreten.

An der Spitze dieses Klassenstaates steht als Vertreter der politischen und militärischen Gewalt der Schwertadel. An zweiter Stelle kommt der Bauer. „Der Samurai regiert die Bauern, die Bauern ernähren den Samurai. Diese beiden sind dem Stand der Handwerker und Kaufleute übergeordnet.“ So heißt es einmal bei Ieyasu als Begründung dafür, daß Wehrstand und Nährstand an der Spitze der sozialen Stufenleiter stehen. Der Stand der Handwerker spielt schon zahlenmäßig eine untergeordnete Rolle, weil ein bedeu-

tender Teil von ihnen, nämlich die Schwert- und Waffenschmiede, sich derselben Vorrechte wie die Samurai erfreuten.

Bei der Schaffung der vier Stände waren für Ieyasu vor allem konfuzianische Ideen maßgebend, denen seiner Meinung nach eine besondere staatsershaltende Kraft innewohnte. Die Zeit verlangte nach Ordnung und Ruhe im Staate, und so könnte man auch geradezu sagen, sie verlangte nach einer nach konfuzianischen Grundsätzen geregelten Regierung. Der Konfuzianismus ist Staatsmoral, für den Regierenden und den Staat gültig, es ist keine Lehre für den einzelnen. Die Regierung und die Gemeinschaft steht im Mittelpunkt, das Individuum hingegen wiegt leicht und hat sich und seine Moral völlig der Regierung und der Staatsmoral unterzuordnen. Das ist auch der Grund, warum z.B. heute wieder die Reklame konfuzianischer Literatur einen breiten Raum in der japanischen Presse einnimmt. Man könnte es einfach als eine Mode abtun, es ist aber mehr. Es ist ein Zeichen nationaler Besinnung, eine Bewegung, durch die die nationale Widerstandskraft des Volkes, besonders aber die der Intelligenz, die vordem auch in hohem Maße in Japan ganz anderen Einflüssen zugänglich war, gegen eine von falschem Individualismus ausgehende marxistisch-liberalistische Wühlarbeit gestärkt werden soll und tatsächlich auch gestärkt wird. Der Buddhismus, der bisher die Hauptrolle spielte, mußte seinen ausschlaggebenden Einfluß an den Konfuzianismus abtreten. Das bedeutet nun nicht, daß er gänzlich ausgeschaltet wurde. Der Buddhismus ist Religion, gefühlsmäßig und glaubensmäßig begründet, er erfreut sich also vor allem beim einfachen Bürger großer Beliebtheit. Sein Glauben gibt dem Individuum Halt und Belehrung in seinem Kampf ums Dasein. Nicht so der Konfuzianismus. Er ist keine Religion, sondern eine nach sittlichen Erkenntnissen aufgebaute Staatsmoral. Diese Staatsmoral war es aber gerade, die Ieyasu suchte. Während die Ashikaga, Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi ihre Namen mit dem Schwert in das ewige Buch der Geschichte schrieben und ihrem ganzen Charakter entsprechend eine Ausweitung ihrer Macht, ja imperialistische Ziele in Übersee verfolgten, war demgegenüber Tokugawa Ieyasu der geniale Staatsmann und Organisator des neuen Reiches. Der sich als Soldat wohl bewußt war, daß „man die Macht im Staate hoch zu Roß erobern kann“, der sich aber als Staatsmann auch darüber klar war, „daß man ein Reich nicht vom Pferderücken aus regieren kann“, um ein Wort jener Zeit zu gebrauchen. Im Frieden muß die Macht des Staates durch eine ethisch begründete Weltanschauung unterbaut sein. Ieyasu war es

gelingen, den ewigen Kriegen im Reiche ein endgültiges Ende zu bereiten. Nun galt es, das Reich durch Werke des Friedens aufzubauen. Die politischen Ratgeber, vor allem Fujiwara Seika, waren zum großen Teil Konfuzianer.

Konfuzianismus heißt durch vorbildliche Tugend regieren, nicht durch Gewalt. Sein Hauptbegriff ist *jün* d.i. Menschlichkeit und Wohlwollen. Dazu kommen Ehrfurcht, Selbstverleugnung, Wahrhaftigkeit, die fünf menschlichen Beziehungen, kindliche Pietät, Einsicht und Dankbarkeit, um nur die wichtigsten zu nennen. Wir dürfen nun aber nicht glauben, Ieyasu hätte diese Lehre einfach übernommen. Weit gefehlt! Er übernahm nur Teile derselben und zwar diejenigen, die ihm für seine Zwecke als passend erschienen, und diese hat er dann vor allem seinen eigenen Gedanken und dann überhaupt der ganzen Zeit angepaßt. Ieyasu ging dabei nur vom Prinzip der Nützlichkeit aus und verfolgte damit sehr reale praktisch-politische Ziele. Die eben genannten Begriffe erfahren somit auch oft eine vom Ursprünglichen recht abweichende Deutung. So werden Ehrfurcht und Dankbarkeit auf das Verhalten der Untertanen ihrem Herrn gegenüber bezogen, aus den konfuzianischen Begriffen Selbstverleugnung und Aufrichtigkeit wird die Pflicht der Genügsamkeit, der Sparsamkeit und des strengen Einhaltens der Standesunterschiede abgeleitet. Die Idee von den fünf menschlichen Beziehungen wird zu einer gesellschaftlichen Tugend erhoben, die dem einzelnen sein Verhalten im Staat und in der Familie zuweist. Erkenntnis hingegen bedeutet, den Vorschriften einsichtig Folge leisten und sich den Wissenschaften zuwenden, womit vor allem die konfuzianisch-chinesischen Wissenschaften gemeint sind. Diese Deutungen stehen im krassen Gegensatz zu dem eigentlich konfuzianischen Prinzip durch vorbildliche Tugend und Wohlwollen zu regieren. Ieyasu dachte bei seinen Maßnahmen in erster Linie an sich und seine Dynastie, deren Bestand ihm am besten durch ewigen Frieden gesichert schien. Wie weit er mit seinen Maßnahmen Recht hatte, beweist die Geschichte: Ieyasu hatte den Kopf, die politische Lehre des Konfuzius in seinem Sinne umzudeuten und zu einem brauchbaren Werkzeug seiner Staatsführung zu machen, und er hatte die Macht diese Staatsmoral dem Volke aufzuzwingen. Unter dem dritten Shogun Iemitsu nahmen diese Ideen endgültig feste Formen an, und das Schichtsystem wurde zu einer gesetzlichen Einrichtung. Das Schichtsystem und die Reihenfolge der einzelnen Stände ist dabei bezeichnend für die Persönlichkeit des Ieyasu selbst und den von ihm vertretenen Konfuzianismus.

Interessant ist die Reihenfolge, die er dabei den einzelnen Ständen

zuweist. In ihr spiegelt sich nicht nur die mehr oder weniger wichtige Rolle, die dem betreffenden Stand im Staatsgetriebe zugewiesen wird, sondern in dieser Reihenfolge spiegelt sich auch das Maß, in welchem Kräfteverhältnis die einzelnen Stände der Shogunatsregierung, der eigenen Familie, bedrohlich und gefährlich werden könnten. Der Schwertadel als Machttträger des Staates konnte am gefährlichsten werden, er nimmt die erste Stelle im Staate ein und ist durch die größte Verantwortung und die meisten Pflichten gebunden. Als Regierende haben sie zunächst auf ihre Würde zu achten und dem ganzen Volk Vorbild zu sein. Sie sind ihrem Stand entsprechend in erster Linie Politiker und Soldaten und haben dementsprechend eine verantwortungsbewußte, kriegerische und heldische Gesinnung zu pflegen, was in ihrer ganzen Lebensführung zum Ausdruck zu kommen hat. „*Chi ni ite, ran wo wasurezu*“ d.h. „im Frieden nicht den Krieg vergessen“ war ihnen als Losung gegeben. Sie hatten sich durch ritterliche Wehrübungen körperlich gesund zu halten, um allen Strapazen gewachsen zu sein. Überall zeigt sich das Bestreben, nichts zu tun, was gegen ihre Würde als Machttträger des Staates verstoßen könnte. Von ihnen wurde eine spartanische Lebensführung und Sparsamkeit gefordert, um im Falle der Not auch wirtschaftlich gewappnet und einsatzbereit zu sein. Daß sie sich auf Grund ihres beschränkten und festen Einkommens keinen großen Luxus erlauben durften, fällt außerdem ins Gewicht. Sparsamkeit und selbstgewollte Armut wurden gewissermaßen zu sittlichen Idealen dieses Standes erhoben. Ein Samurai hat freiwillig zu dienen und nicht auf Nutzen und Verdienst zu sehen. Ihr Stand verbietet es ihnen, um des Geldes wegen zu arbeiten.

Ihrem Stande waren sie es außerdem schuldig, Disziplin und eine streng geregelte Etikette zu halten und stets hatten sie nur im Interesse ihres Herrn zu handeln, das unbedeutende Ich hatte vollkommen zurückzustehen. Niemand wird den hohen sittlichen Wert einer solchen unbedingten Gefolgschaftstreue bezweifeln. Eine derartige Auffassung absoluten Gehorsams ist eine Tugend, die dem Wesen des Kriegers entsprechend auf dem Kampffelde geboren wird und sich in kriegerischen Zeiten leicht aufrecht erhalten läßt. Die Edozeit war jedoch eine Zeit des Friedens, und die Enkel und Urenkel der verschiedenen Daimyô-Familien ihrer Ahnen oft unwürdig. Aber der Samurai hatte nicht nach dem Warum, nach Gut und Böse zu fragen, sein Gehorsam war die Tat. Zwar hatte der Samurai die Pflicht, seinen Herrn zu beraten und ihn gegebenenfalls von der Schlechtigkeit seines Tuns zu überzeugen. Das war jedoch

stets ein gewagtes Beginnen, und der Samurai mußte dabei mit dem Einsatz seines Lebens rechnen; denn schwerer als Vernunftgründe wog dabei das Opfer des eigenen Lebens, und oft blieb ihm kein anderer Weg offen als durch Harakiri, d.h. durch sein eigenes Blut den Herrn von der Wahrheit und der Aufrichtigkeit seiner Worte zu überzeugen. Schwächere Charaktere zogen es daher vor, dem Herrn zu schmeicheln und brachten lieber ihr eigenes Gewissen als ihr Blut zum Opfer. Dieser unbedingte Gehorsam auch einem unwürdigen Herrn gegenüber war zweifellos eine große Schwäche dieses von konfuzianischer Moralpolitik unterbauten Systems. Ein chinesischer Weiser, Huang-Shêng, hat zur Han-Zeit der Unumstößlichkeit der Klassenunterschiede mit den Worten Ausdruck verliehen: „Wenn der Hut auch entzwei ist, so setzt man ihn doch sicherlich auf den Kopf; wenn der Schuh auch neu ist, kann man ihn nur für die Füße gebrauchen.“

Mit dem Beginn der Meijizeit verschwindet die Klasseneinteilung und somit auch der Stand der Samurai. Der Geist aber, der sich in den einzelnen Klassen in seltener Geschlossenheit gebildet hatte, sprengte die Fesseln der klassenmäßig beschränkten Gruppe und verteilte sich auf das ganze Volk, wie schon betont wurde. Während Kriegsdienst zur Tokugawazeit Vorrecht der herrschenden Klasse war, fordert Kaiser Meiji schon bald zu Beginn der neuen Zeit „Ein Volk in Waffen“, *Kokumin-kaihei*, und ruft die männliche Bevölkerung zu dreijährigem Heeresdienst. Das Militär war es aber auch, das den von den Samurai gepflegten heroischen und spartanischen Geist in reinster Form an die gesamte männliche Bevölkerung weitergab. Das von den Samurai unter Einsatz des Lebens gepflegte Ideal der unbedingten Gefolgschaftstreue dem Lehnsherrn gegenüber wurde nun in geläuterter Form vom ganzen Volk dem einen Herrn, dem Tennô, bezeugt. Also auch hier eine Entwicklung vom Kleinen zum Großen. Wie schnell die heroische Gesinnung des Samuraistandes allgemeines Volksgut wurde, mag ein Beispiel bezeugen. Während zur Tokugawazeit bei Bauernunruhen eine geringe Zahl von Samurai genügt, um die Aufständigen in die Flucht zu jagen, schlug sich schon im 10. Jahre Meiji (1877) in der Satsuma-Rebellion ein kaiserliches Heer, das sich aus allen Ständen, Rittern, Bauern und Bürgern zusammensetzte, mit dem reinen Samurai-Heer von Saigo Takamori und hat sich fürwahr dem Ritterheere ebenbürtig gezeigt. *Yamato-damashii* „japanischer Nationalgeist“ ist nicht von Kampf und Schwert zu trennen; die Ideale des Bushidô, von dem noch die Rede sein wird, nimmt heute das ganze Volk für sich in Anspruch. Das Wort

des Meiji-tennô „*Kokumin-kaihei*“, „ein Volk in Waffen“, wird heute mehr denn je gebraucht.

Als zweiter Stand im Staate erfreute sich scheinbar der Bauer eines gewissen Ansehens. Tatsächlich aber war er mit Pflichten überbürdet, ungebildet und ohne jegliche politische und kulturelle Bedeutung. Einige Worte des Ieyasu werden am besten zeigen, wie er den Bauerstand eingeschätzt und behandelt wissen will. Einmal heißt es: „*Hyakushô wa ikisuginai yô ni keredomo shinanai yô ni*“ d.h. Der Bauer soll nicht zu munter werden, aber sterben soll er auch nicht: Die Bauern sollen geduldig arbeiten, die Regierenden sollen sie möglichst kurz halten, das Huhn aber in Anbetracht der guten Eier nicht umbringen. Dem Bauer soll nicht viel Kraft und Mut zur Besinnung auf sich selbst und zu einem Revoltieren gegen die bestehenden Zustände bleiben. Denn was Ieyasu fürchtete, war ein Aufstand gegen das Shogunat von unten aus der Masse des Volkes. Das drohende Gespenst für die Regierung ist der Klassenkampf. In der Einstellung gegen die Bauern sehen wir am besten, wie rücksichtslos die konfuzianische Idee für die eigenen Zwecke umgemodelt wurde. Das System erwies sich auch im großen ganzen als wirksam und hielt die Bauern lange unterdrückt. Seine Auswüchse waren jedoch so ungeheuerlich, die Not infolge von Mißernten und zu hohen Abgaben so unerträglich, daß sich seit der Mitte der Tokugawazeit immer häufiger Bauernaufstände ergeben. Gewiß gab es auch zur Muromachizeit Bauernunruhen, aber die waren meistens religiös bedingt oder durch die Übergriffe plündernder Heere geradezu herausgefordert.

Auch dem letzten Stand, nämlich dem der *Chônin*, worunter man allgemein die Kaufleute und die Gewerbetreibenden versteht, wird der konfuzianischen Auffassung entsprechend seine Stellung im Staat zugewiesen. In einem klassischen Werk des Konfuzianismus, der großen Lehre, heißt es: „*Toku wa moto de aru, zaisan wa sue de aru*“, zu deutsch: „Tugend ist der Anfang aller Dinge, Reichtum ihr Ende“. Der Samurai, dessen Betätigungsfeld der Krieg ist, hält nicht viel von Leben, Geld und Gut. Ehre und Treue machen in seinen Verhältnissen den Wert des Menschen aus. Das mag auch der Grund dafür sein, daß dem Stand der Kaufleute, die doch eigentlich durch ihren Reichtum einen beachtlichen Faktor im Staatsgetriebe darstellen, wenig Wert und Bedeutung beigelegt wurde. Daß dieses Verhältnis auf die Dauer unhaltbar war, ist nur zu verständlich.

Waren zwar die Samurai die Vertreter der politischen und militärischen

Macht, so sicherten sich doch die *Chônin* schon bald eine, man möchte sagen, absolute wirtschaftliche Macht im Staate. Als Stand treten die *Chônin* natürlich schon lange vor der Tokugawazeit auf, als ein ausschlaggebender Kulturfaktor jedoch erstmalig zur Tokugawazeit. Ihren blühenden Aufstieg und Wohlstand hatten sie vor allem dem anhaltenden Frieden zu verdanken, der sich bei ihnen im Gegensatz zum Kriegerstande nur segensreich auswirken konnte. Was ihre Stellung im Staate betrifft, so ist ihr Pflichtenkreis bei weitem nicht so fest umrissen wie der der herrschenden Schicht. Während sich die Samurai in positiver Weise für den Staat einzusetzen hatten, und für sie besonders strenge Gebote galten, wurde dem Stand der *Chônin* ihrer sozialen Unbedeutendheit als Stand entsprechend weit weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Natürlich hatten auch sie unter allen Umständen ihren Stand zu wahren, was sich jedoch mehr in negativer Weise d.h. in einer Reihe von Verboten und Beschränkungen, die ihr tägliches Leben betrafen, äußerte, ohne daß sie auch eine höhere Verantwortung trugen. Im übrigen erfreuten sie sich aber mit dem Samuraistand verglichen eines viel ungebundeneren freieren Lebens, für das nicht so strenge ins Einzelne gehende Vorschriften galten. Diese Freiheit und ihre wirtschaftliche Macht sicherten ihnen später schließlich auch die Stellung, die ihnen eine Gesellschaft, in welcher Geburt und unverdiente Gunst gekünstelte Klassenunterschiede schuf, versagte. Die *Chônin* konnten trotz ihres Reichtums niemals — Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel — ihren Stand verlassen und in die bevorrechtete Schicht der Samurai übergehen. Da ihre gesellschaftliche Stellung es ihnen versagte, ihre Fähigkeiten zum Wohle des Staates einzusetzen, ihren Stolz und ihr Geltungsbedürfnis im Staatsdienst zu befriedigen, blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig als an sich selbst, an ihr eigenes Wohlbefinden zu denken. Das war ihnen erlaubt. Ihr Interesse galt nun vor allem, sich ihr Leben reich und glücklich zu gestalten und für das Wohl ihrer Kinder und Enkel zu sorgen. Sie brauchten sich in ihrem Stande nicht um unbedingten Gehorsam oder Einsatzbereitschaft kümmern, in ihrem Stande gab es nicht die tausend feinen Gradierungen und Wertunterschiede wie beim Samuraistand. Zwar gab es Arbeitgeber und Arbeitnehmer, aber zwischen ihnen bestand keineswegs ein so totales auf Leben und Tod gebundenes Pflichtenverhältnis wie zwischen dem ritterlichen Herrn und seiner Gefolgschaft. Ihr Verhältnis war auf Grund eines gesetzlichen Vertrages geregelt, der je nach den Abmachungen gelöst werden konnte, während im Samuraistande das Verhältnis zwischen Herrn und Mann seit Generationen

bestand und für weitere Generationen gedacht war. Die unter sich geschichtete größere Gemeinschaft, wie beim Samuraistande, fehlte beim Stand der Chônin. Hier galt das Individuum und die einzelne Familie. Hier herrschten keine Dünkel im gleichen Stand, alle waren einander mehr gleich gestellt. Hier wurde der Wert des Menschen auf Grund seiner Leistungen in seinem Stande gemessen. Der Kaufmann brauchte sich nur im Handel bewähren, die Handwerker nur in ihrem Gewerbe. Sie lebten für ihr persönliches Glück und ihren eigenen Wohlstand, im Mittelpunkt ihres Lebens stand das Ich und die Familie im grundsätzlichen Gegensatz zum Samurai. Deswegen bekommen auch Gebote wie „Dienen“ und „Sparsam sein“ im Kreis der Chônin eine ganz andere Bedeutung als beim Stand der Samurai. Der Dienst und die Arbeit des Samurai gilt ausschließlich seinem Lehnsherrn, der Chônin hat nur für sich zu arbeiten und zu streben. Sparsamkeit und Genügsamkeit liegt im Wesen des Kriegers und gaben seinem Leben einen hohen sittlichen und erzieherischen Gehalt, beim Chônin äußerten sie sich nur in einer Vermehrung seines Reichtums. Die gleichen Verordnungen äußern sich bei den Regierenden als eine schwere, selbstauferlegte Pflicht, weil sie in erster Linie als Staatsbürger fühlen und daher dem Staat, oder sagen wir besser der engeren Gemeinschaft gegenüber eine schwere Verantwortung fühlen, die Kaufleute jedoch fühlen sich als Individuen nur sich selbst verantwortlich. Wir dürfen nicht vergessen, daß Japan damals keinerlei Verkehr zum Ausland hatte, der geeignet gewesen wäre, bei allen Ständen ein Gefühl der Verantwortung dem Staate gegenüber zu wecken. Das Gleiche gilt natürlich nicht für die ganzen 250 Jahre der Tokugawazeit, wenn auch Ieyasu, dem Gründer dieses Shogunats, eine ewige Aufrechterhaltung dieser gesellschaftlichen Ordnung vorschwebte. Seit der Genrokuzeit, also dem ausgehenden 17. Jahrhundert, traten mancherlei Verschiebungen ein. Die Macht der Ritter läßt nach, während die Kaufleute immer einflußreicher werden. Selbst die strengsten und drastischsten Maßnahmen der Bakufu-Regierung, die alle Kaufleute, welche es den Rittern nachzutun und die gesellschaftlichen Fesseln ihres Standes abzustreifen suchten, mit rücksichtsloser Verbannung und Konfiskation ihres Vermögens bestrafte, konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß sich die Anschauungen der Samurai immer mehr im Kreise der Chônin durchsetzten. Ein Blick auf die bürgerliche Literatur jener Zeit beweist das zur Genüge. Mag es sich nun um Kabuki, Jôruri oder um Romane und Erzählungen handeln, das Leben der Ritter nimmt darin einen immer breiteren Raum ein. Die dargestellten Hand-

lungen und Motive entsprechen nicht dem eigenen bürgerlichen Lebenskreis. Eine umgekehrte Erscheinung jedoch wäre im Schrifttum des Samurai-Standes ganz unmöglich und unvorstellbar. Der Unterschied der beiden größten Stände wird somit mit Bezug auf ihre Geisteshaltung und sittlichen Anschauungen immer geringer, was schließlich zu der schon betonten Verallgemeinerung und Ausbreitung auf das ganze Volk führte.

Außer diesem strengen Einhalten der Standesunterschiede gab es aber noch eine allgemein gültige Verpflichtung ethischer Art, die das Leben und Treiben während der ganzen Edo-Zeit maßgeblich bestimmt hat, und das war *Giri* (義理). *Giri* in seiner vornehmsten Bedeutung heißt Pflicht, Pflicht, die einem hohen Verantwortlichkeitsbewußtsein entspringt. Es wäre kaum ein literarisches Werk jener Zeit zu nennen, wo nicht das *Giri*-Motiv in der einen oder anderen Form eine Rolle spielen würde. Blutrache, *Harakiri*, für einen anderen den Tod erleiden, sich als Mädchen verkaufen lassen, Ehescheidung der Gatten, all das findet seine Erklärung in diesem Motiv. Um die Eltern zu retten muß unter Umständen der Sohn sich selbst töten, ja Frau und Kind opfern. Der Sohn hat bedingungslos seinen Vater zu rächen, selbst wenn er ihn als kleines Kind verloren hat, ja selbst wenn ihn sein Vater stets mißhandelt und gequält hat, muß er ihn freudig seiner Pflicht bewußt rächen. So sehen wir wie ein 15jähriges Kind einen Mann in den besten Jahren angreift. Die Mutter feuert ihr Kind noch zu der fast sinnlosen Tat an, denn Mitleid und Liebe haben der Pflicht zu weichen. In den Dramen *Terakoya* oder *Sendaihagi* opfern die Eltern ihr eigenes Kind, um das Kind ihres Herrn vor dem sicheren Tode zu bewahren. Diese bedingungslose Pflichterfüllung unter Aufgabe aller persönlicher Bedenken wird auch heute als ein hohes sittliches Ideal anerkannt. Der Heldenmutter *Masaoka* aus dem Drama *Sendaihagi* hat man noch im Jahre 1934 ein Denkmal gesetzt. Unzählige sind die Beispiele dafür, daß die Liebe und die nächstliegenden menschlichen Gefühle sich vollkommen und bedingungslos dieser harten *Giri*-Pflicht unterordnen müssen. Die Samurai hatten in diesem Kampf zwischen Liebe und Pflicht nicht zu schwanken, sondern die Tat der Pflicht zu wählen. Was früher nur für die Samurai galt, gilt heute für das ganze Volk, und wir werden unwillkürlich an die angeführten Beispiele aus der Zeitung denken. Dienst und Pflicht gehen der Liebe vor. Die Handlungen innerhalb der Familie beruhen auf der Liebe zwischen ihren Mitgliedern, das Leben im Staat, der Gemeinschaft hingegen auf Pflicht. Und dieser Pflicht dem Staate gegenüber haben alle anderen Rücksichtnahmen zu

weichen.

Diese Gedanken sind auch gegenwärtig in dem heute geltenden Familiensystem durchaus lebendig und stellen ihre staats-erhaltende und sittliche Kraft noch immer unter Beweis. Vieles was schon überholt und tot erschien, kommt in Zeiten der Kriegsnot zur Geltung, stärker als es vielleicht die Japaner selbst erwartet haben. Wie schon betont wurde, war die Freizügigkeit zur Tokugawazeit beschränkt und die Bevölkerung in hohem Maße mit ihrer engeren Heimat verbunden. Noch heute sind nach der neuesten Statistik 47.7% der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Bekommt nun der junge Bauernsohn den Stellungsbefehl, dann zeigt es sich so recht, wie er als Vertreter seiner Familie und der größeren Gruppe, in der diese wohnt, ins Feld zieht. Der Gedanke der Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft steht im Mittelpunkt. Zunächst geht der Soldat von seiner ganzen Familie begleitet zum Grab des Ahnen, berichtet von seiner großen neuen Pflicht und gelobt sich der Ehre der Familie und seiner Ahnen stets würdig zu zeigen. Mit seiner Familie verbindet ihn also ein starkes Pflichtband. Sein nächster Weg führt ihn zum *Uji-gami* eigentlich „Familiengott“, da man unter ihm ursprünglich den vergöttlichten Ahnherrn einer großen Sippe verstand, die in alten Zeiten auch örtlich zusammensaß. Heute versteht man darunter schon mehr die Gottheit des Schreins, um die sich das Dorf oder eine sonstige Wohn-gemeinschaft gruppiert. Es handelt sich also um eine Wohn- oder Schreingemeinschaft, die unter gleichen Lebensbedingungen lebt, von der gleichen Gottheit gleichen Segen erfleht. Diese Gemeinschaft geht mit dem Soldaten zum Schrein. Ihr Vorsteher richtet ein paar Worte an ihn, in denen er betont, daß er als Glied der Gemeinschaft seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun habe. Diese Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber ist für den Japaner eine unerbittliche Peitsche in allen Lebenslagen. So zieht der Bauernsohn ins Feld. In der Stadt liegen zwar ganz andere Bedingungen vor. Immerhin gibt es auch hier straßenweise Wohn-gemeinschaften mit einem Vorsteher, der auch einen monatlichen Obulus einzieht, womit gewisse Verpflichtungen dieser Gruppe bestritten werden. z.T. mögen diese Straßengemeinschaften, jap. *Chônai* (町内) genannt, auch Fortsetzungen jener Fünferschaften (vergl. Mitt. O.A.G. Band xxx Teil E) sein, auf die von der Bakufuregierung zur Überwachung und zum Selbstschutz so großes Gewicht gelegt wurde. In der *Shitamachi* (下町) von *Tôkyô*, wo seit alters her die Kaufleute sitzen und sich die Häuser von Generation auf Generation vererben, spielen die *Chônai* wegen der Unverän-

derlichkeit der Wohn-gemeinschaft eine große Rolle. Sie gruppieren sich z.B. um den *Kanda-myôjin* oder *Suitengû* ähnlich wie die *Uji* auf dem Lande. Ganz anders verhält es sich jedoch in der *Yama-no-te* (山ノ手) von *Tôkyô*, wo hauptsächlich Angestellte und die sehr fortschrittlich eingestellte Intelligenz wohnen. Hier ist der Zusammenhang außerordentlich dünn und man kennt kaum den Namen des Nachbars. Aber unerwarteterweise hat der Krieg auch diese gleichgültigen *Yamate*-Bewohner aufgerüttelt. Auch sie geben dem Mitglied ihrer größeren Wohn-gemeinschaft das Geleit bis zum Bahnhof, wenn der Eingezogene in seine Heimat fährt, um sich zu stellen. Denn wie lange man auch z.B. in *Tôkyô* leben mag, die engere Heimat ist und bleibt der Platz, wo das Haus der Väter steht und das Grab des Ahnen liegt. Und da auch heute annähernd 50% des Volkes auf dem Lande lebt, besitzt jeder Japaner solchen Mittelpunkt. Hierhin kommt also zunächst auch der Städter zurück, verläßt hier sein Vaterhaus und seine Familie, um sich dem Regiment einzureihen, zu dem er auf Grund seines ländlichen Standesregisters gehört. Daß diese notwendige Rückkehr in die ursprüngliche Heimat eine erhebliche Verzögerung und unnötige Belastung der Verkehrsmittel im Falle einer Mobilmachung mit sich bringt, ist verständlich.

Es gab und gibt natürlich auch reichlich Beispiele dafür, daß diese durch *Giri* bedingte Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber keineswegs immer von so hohen sittlichen Idealen getragen ist. In vielen Fällen entartet es zu einer Frage der Schicklichkeit und erniedrigt sich zu sinnlosem Argumentieren. Oft scheint uns die Gesellschaft der Tokugawazeit geradezu von einer Art Wahn verfolgt zu sein, sich etwas zu vergeben, sich lächerlich zu machen oder in Schande zu geraten. Aus diesem Grunde wurden oft Taten begangen, die in keiner Weise sittlich zu rechtfertigen waren. Man trieb Mißbrauch mit dem Begriff *Giri* und suchte damit seine Laster und Leidenschaften zu entschuldigen. Auch diese Art von *Giri* nimmt einen breiten Raum in der Literatur ein, und wenn uns Handlungen in japanischen Dramen, sie mögen noch so berühmt sein, einfach unverständlich und psychologisch unmotiviert erscheinen, so ist das auf diesen Mißbrauch eines sonst hohen sittlichen Ideals zurückzuführen. Wir können nicht verstehen, und noch viel weniger nachempfinden, warum eine Frau alles opfern muß, um ihrem Mann ein Lotterleben im Geishaviertel zu ermöglichen und ihn bei seiner Großtuerei nicht bloßzustellen, wie es in dem berühmten Drama *Ten no Amijima* geschildert ist, oder warum sich eine Tochter ans Bordell verkaufen muß, um dadurch ihrem Trunkenbold von



Vater die nötigen Mittel für Sake zu beschaffen. Saikaku erzählt uns in seinem *Buke-giri-monogatari* mehr als eine Geschichte, wo der Vater seinen eigenen Sohn einem verschrobenen Ehrgefühl opfert. So hören wir z.B. von einem Vater, der mit seinem Sohn und dem Sohn seines Freundes seinen Fürsten auf eine weite Reise begleitet. Sie kommen an einen reißenden Fluß, aber der eigensinnige junge Fürst reitet trotz aller Vorstellungen hinüber. Dabei wird das Kind des Freundes abgetrieben und ertrinkt. Am Ufer angekommen sagt der Vater zu seinem Sohn: „Mir wurde der 16jährige Sohn meines Freundes zu treuen Händen anvertraut. Er starb und Du wurdest gerettet. Geh ins Wasser und stirb!“ Und der eigene Sohn geht ins Wasser und opfert sich pflichtschuldigst und voller Überzeugung. Die Geschichte spricht für sich selbst und stempelt den Vater in unseren Augen zu einem kümmerlichen Schwächling. Derartige Sklaven der öffentlichen Meinung, die sich stets in dem Glauben befinden, ihrer engeren Gemeinschaft gegenüber Verpflichtungen zu haben und in steter Sorge leben, diesen Verpflichtungen nachzukommen, um sich in keiner Weise bloßzustellen, gibt es noch heute überall in Japan. In der Gegenwart ist der Giribegriff völlig verwässert und bedeutet vom Standpunkt des Europäers gesehen, der hier nüchterner denkt, ein mehr oder weniger verschrobenes Schicklichkeitsgefühl mit einem leichten Beigeschmack von Großtuerei. Wie schon gesagt wurde, fühlt sich der Japaner immer als ein Glied der Gemeinschaft. Das heißt aber auch in sehr vielen Fällen: „Was sagt der liebe Nächste dazu?“ und erklärt den oft unverständlichen und keineswegs den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechenden Aufwand an Geschenken und Bewirtungen bei Familienfeierlichkeiten fröhlicher oder trauriger Art. Vielleicht mit einziger Ausnahme der Hochzeit kommen die Verwandten und Bekannten nur in Trauerfällen zusammen. Ein Sprichwort sagt: „*Shin wa naki yori*“ frei übersetzt „Die Verwandten kommen nur bei traurigen Gelegenheiten zusammen“. Sie kommen natürlich, um zu helfen, aber sie helfen auch tüchtig, und zwar tagelang beim Essen und Trinken. Der also Heimgesuchte hat nur das eine im Kopf, sich seiner Familie würdig zu zeigen und tischt das Bestmögliche auf, und an Heirat und Trauerfälle erinnern ihn noch lange die Schulden, die er oft kaum abtragen kann.

Ohne Würdigung von *Bushidô* (武士道), dem Weg des Ritters, wäre das Bild von den geistigen und sittlichen Kräften der Tokugawazeit einseitig und unvollkommen. Die Tokugawazeit gilt bei vielen als das Zeitalter, wo Bushidô seine schönste Blüte erlebte. Ich halte diese Meinung für un-

berechtigt. Bushidô ist die in Kampf und Tod geborene Tugend des japanischen Ritters. Seine hohe Zeit deckt sich also mit dem japanischen Heldenzeitalter, der Zeit der großen Kriege zwischen den Taira und den Minamoto, der Zeit der kämpfenden Reiche unter Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi. Die Literatur, welche Bushidô verherrlicht, sind die von kriegerisch-heroischem Geist getragenen Heldenlieder des *Heike-Monogatari* und *Gempei-Seisuiiki* zur Kamakura-Zeit und des *Taiheiki* zur Ashikaga-Zeit. Die Literatur der Edo-Zeit hat nichts Ähnliches aufzuweisen. Die Zeiten hatten sich geändert, in Japan herrschte für 250 Jahre Frieden. — Wie ich schon zu Anfang meiner Ausführungen betont habe, war es eine Zeit, wo so manches typisch Japanische seine endgültige Prägung fand. Es liegt im Geiste jener Zeit sich über alles kritisch klar zu werden und das Wesen des geistigen Geschehens theoretisch zu erfassen. Das gilt von der klassischen Literatur, dem Shintô und der Lehre von Wang-Yang-Ming, das gilt aber in besonders hohem Maße von Bushidô, ja das Wort Bushidô selbst ist bezeichnenderweise überhaupt erst zur Edozeit geprägt worden. Früher war es etwas Erlebtes, jetzt suchte man sein Wesen und seinen Inhalt durch ein wissenschaftlich ergründetes ethisches System zu erfassen. Das Heldenzeitalter war zum Studienobjekt geworden. Den veränderten Zeitumständen wurde dabei jedoch kaum Beachtung geschenkt. Zur Zeit der kämpfenden Reiche war das Betätigungsfeld der Samurai infolge des ewigen Krieges praktisch unbeschränkt groß, überall bot sich dem tapferen Mann Gelegenheit, durch positive Taten Ruhm und Ehre zu gewinnen und den Namen der Ahnen und seinen eigenen berühmt zu machen. Ganz anders lagen die Verhältnisse zur Edozeit, wo infolge des Friedens die Tätigkeit außerordentlich beschränkt war. Nur wenige Samurai fanden als Beamte im Verwaltungsgeschäft ein Betätigungsfeld, und es bot sich keine Möglichkeit seinen Namen durch die Tat berühmt zu machen. Im Gegensatz zu früher wurde nun der Bushidô etwas Künstliches, theoretisch Gemachtes. Man sah im alten Bushidô nur noch das Gute und hatte seine schlechten Seiten, wie sie der Krieg von selbst mitbringt, vergessen. Dieses Gute und Ideale wurde nun zu einem ethischen System zusammengefaßt. Aus ihm schöpfte man die sittliche Kraft, als es galt, in den Jahren des Friedens die heroischen Ideale des Bushidô zu pflegen und somit die ritterliche Art der Samurai zu bewahren. Aus dem Weg der Ritter wurde ein Moralgesetz für die Ritter, wovon wir schon einen Teil in den konfuzianischen Vorschriften und in der Pflichtauffassung des Giri-Ideals kennengelernt haben, soweit diese sich auf

die Samurai bezogen. Denn Bushidô war, solange der Feudalstaat existierte, nur für den beschränkten Kreis des Kriegerstandes gültig, entstanden aus den einfachen Beziehungen des Lehnsherrn zu seiner Gefolgschaft, die im Kriege und in der Schlacht eine auf Gedeih und Verderb verbundene Gemeinschaft bildeten. Aus dieser einfachen Wurzel schoß ein kräftiger Baum, der sich in viele Äste und Zweige teilte. Über Bushidô und die Quellen, aus denen er seine Kraft schöpft, wie Konfuzianismus, Zen-Buddhismus und die Lehre der Japanologen\*), ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mir eine Betrachtung dieses eng miteinander verwobenen und komplizierten Gebildes mit seinen einzelnen Begriffen wie Treue, kindliche Pietät, Höflichkeit etc., die erst die Theoretiker der Tokugawazeit in ein System brachten\*\*), ersparen kann.

Manche dieser Tugenden entarteten, wie überhaupt der ganze Stand der Samurai, in der 2ten Hälfte der Edozeit, und Praxis und Theorie gingen oft weit auseinander. Es wurde zuviel Gewicht auf Äußeres gelegt und der hohe ethische Gehalt darüber vergessen. So wurde z.B. die Höflichkeit, deren ursprüngliche Aufgabe darin bestand, Zucht und Ordnung im Heere aufrecht zu erhalten, zu einer höchst beschwerlichen und lästigen Etikette verunstaltet. Die Samurai gingen nicht mit der veränderten Zeit mit. Was ursprünglich eine innere Kraft darstellte, wird gegen Ende der Edozeit zu eitlen Schmuck. Aber die hohen Ideale des Bushidô gingen nicht zugleich mit ihren Trägern, dem Feudalstaat und dem Stand der Samurai, verloren. Als der morsche und innerlich schon lange unterhöhlte Staat beim ersten Anklopfen der modernen Zeit in Trümmer ging, zeigte es sich, in welchem hohen Maße die sittlichen Ideale des Samuraistandes Gemeingut des ganzen Volkes geworden waren. Die neuen Träger des alten Geistes waren Angehörige aus allen gesellschaftlichen Kreisen. Bürger, Gelehrte, herrenlose Ritter, Hofadel und Bauern verkörperten ihn und gingen an den „Neubau des Reiches“. Sie scharten sich um den Ruf „*Kinnô* 勤王“ d.h. es lebe der Kaiser, und sahen in der Beseitigung des Shogunats und der Vereinigung aller Kräfte in der Hand des *Tennô* die einzige Möglichkeit zur Errettung des Vaterlandes. Somit kam auch die stille Arbeit der Japanologen politisch zur Geltung. Ihre Beschäftigung mit dem japanischen Altertum hatte ihnen gezeigt, daß einzig und allein dem *Tennô* die Macht im Reiche gebührte, und die Gefolgschaftstreue zu gelten habe. Die

\* Wagaku.

\*\* vergl. z.B. Mitt. O.A.G. Bd. XXVIII, Teil E. H. Hammitzsch, Hirota Atsutane.

alten Ideale wurden wieder geboren und sind auch aus dem modernen Japan nicht fortzudenken, sondern leben in allen Kreisen des Volkes weiter.

Die am Anfang gegebenen Beispiele erscheinen nun keineswegs als Produkte eines plötzlichen übersteigerten Chauvinismus, sondern finden ihre sittliche Begründung in dem Giri-Ideal, dem Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein der Vergangenheit. Der Sohn genügt seiner selbstverständlichen Pflicht, indem er des Kaisers Rock anzieht, die Angehörigen tun das Ihrige, indem sie alle Hindernisse aus dem Weg räumen, ja selbst ihr eigenes Leben zum Opfer bringen, wenn es gilt, dem Soldaten bei der Ausübung seiner höheren Pflicht behilflich zu sein. Der Pflicht dem Staat gegenüber haben alle anderen Rücksichtnahmen zu weichen. Es wird uns nun auch möglich sein, uns ein Bild von dem Geist der japanischen Truppen zu machen. Der Soldat kann mit leichterem Herzen in den Kampf ziehen, unbelastet und unbehindert von Fesseln sentimentaler Art, er hat sich bei seinem Handeln nicht durch Gedanken an die Eltern, an Frau und Kind zu schonen. Daß ein so rücksichtsloser Einsatz nicht auf jeden Soldaten zutrifft, wird jeder zugeben; die Zahl derjenigen aber, die sich in rücksichtsloser Selbstverleugnung opfern, ist groß. Nicht Gefühlsroheit, sondern Opfermut und heldische Gesinnung befähigen die japanischen Soldaten zu ihren Leistungen. Mag auch die japanische Armee ihre Schlagkraft zum großen Teil der Ausbildung und Organisation nach westlichen Vorbildern verdanken, der Geist, der sie beseelt, liegt seit alter Zeit im Volke selbst. Gerade die disziplinierte, von Gemeinschaftsgeist getragene Erziehung der Edozeit war es, auf die Japan beim Aufbau seiner modernen Armee zurückgreifen konnte, und Japan ist heute mehr denn je gewillt, sich auf die sittlichen Ideale der Vergangenheit zu besinnen, aus denen ihm die Kraft der Väter zufließt. Eine Äußerlichkeit, die aber bezeichnend ist, sei als Beispiel hierfür angeführt. Das alte, zweihändig zu führende Schwert, die Waffe der Väter, hat in dem gegenwärtigen Kampf bei allen Offizieren den europäischen Säbel ersetzt und wird in der alten Form mit Stichblatt und Schwertbeslag getragen. Das Schwert wurde die Seele des Samurai genannt! In diesem Wechsel vom europäischen Säbel zum japanischen Schwert mag man ein tieferes Symbol sehen, nämlich die Rückkehr zum Geist der Ahnen.